

RAYMOND

Die
Haut
der
Träume

ROMAN

QUENEAU

Loin de Rueil

ß

SUHRKAMP

ACADÉMIE DE BERLIN

Suhrkamp



FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK

Diese Ausgabe von *Die Haut der Träume* von Raymond Queneau ist Teil der FRANZÖSISCHEN BIBLIOTHEK, die in Zusammenarbeit zwischen der ACADÉMIE DE BERLIN und dem SUHRKAMP VERLAG entstanden ist.

Gemeinsam wollen wir auf bedeutende, aber fast vergessene Werke der modernen französischen Literatur aufmerksam machen – die FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK soll dazu in einer ersten Auswahl als Kompass dienen und als Anregung, sich immer wieder aufs Neue für französische Literatur in deutscher Sprache zu begeistern.

Die ACADÉMIE DE BERLIN wurde 2006 unter der Schirmherrschaft von Richard von Weizsäcker gegründet. Ihre Mitglieder, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, haben es sich zum Ziel gesetzt, den kulturellen und gesellschaftlichen Austausch zwischen Frankreich und Deutschland zu fördern.

Jacques l'Aumône wächst als Sohn eines Schuhfabrikanten in Rueil bei Paris auf. Aus dem ereignislosen Alltag flüchtet er sich ins Kino, in die Welt der Stummfilme und der unbegrenzten Vorstellungskraft. So glaubt er, dass in Wahrheit der exzentrische und verkannte Dichter Louis Philippe Des Cigales sein Vater sei, und beginnt, selbst Gedichte zu schreiben. Als Erwachsener strebt er eine Karriere als Profiboxer an, heiratet dann aber Suzanne, mit der er in die Provinz zieht. Dort hält man ihn für einen Chemiker und erlaubt ihm, waghalsige Experimente im Labor durchzuführen. Jahre später trifft er auf einen Freund aus der Kindheit. Eine Begegnung, die ihn dazu bringt, Suzanne und den gemeinsamen Sohn zu verlassen, nur um sich sogleich in das nächste Abenteuer zu stürzen.

Die Haut der Träume ist eine Geschichte der Tagträume. Ihr Held versucht sich an hundert verschiedenen Lebensformen, alles scheint möglich. Vom König bis zum Cowboy stürzt er sich in glanzvolle Karrieren, erlebt manche Niederlage und steht am Ende vor dem großen Triumph. Queneau stellt sich die Frage nach der Beschaffenheit menschlicher Sehnsüchte. Ein mitreißender Roman über das Erwachsenwerden und die Kraft der Fantasie.

In filmischen Szenen, mit beschwingtem, bisweilen bissigem Humor, zeichnet Queneau die Träumereien seines Helden auf. Der Erfindungsreichtum, der seine späteren Werke wie *Stilübungen* und *Zazie in der Metro* so charakterisiert, scheint erkennbar bereits in *Die Haut der Träume* auf. Queneau, Gründer des französischen Autorenkreises Oulipo, der »Werkstatt für potentielle Literatur«, gehört zu den interessantesten Stilisten des 20. Jahrhunderts.

RAYMOND QUENEAU wurde 1903 in Le Havre geboren. Er hinterließ ein umfangreiches, vielgestaltiges Werk. Von 1924 bis 1929 gehörte er zum Kreis der Surrealisten, ab 1961 zu der avantgardistischen Literatengruppe Oulipo (»Ouvroir de littérature potentielle«). 1938 wurde er Lektor des Verlages Gallimard. 1948 veröffentlichte er den Roman *Heiliger Bimbam*, 1958 *Zazie in der Metro*, den Roman, der ihn, spätestens mit der Verfilmung durch Louis Malle, berühmt machte. Queneau starb 1976 in Paris.

RAYMOND
QUENEAU

Die
Haut
der
Träume

ROMAN

Aus dem Französischen
von Eugen Helmlé

SUHRKAMP

Der Kehricht kullerte aus der Metallbüchse und fiel durcheinanderwirbelnd in den Mülleimer, Eierschalen, Kohlstrunke, schmutziges Papier, Kartoffelschalen. Ein stickiger, schmarotzerischer Geruch begleitete dieses Herabprasseln, gar nicht mal so unangenehm dieser Geruch, ein wenig dem Duft des feuchten Moores in den tiefen Wäldern ähnlich, aber mit einem zinnhaltigen Nachgeschmack wegen des Behälters an den man den kleinen Karren ranfährt mit dem man das ganze Zeug auf den Bürgersteig befördert für die Müllmänner in der Morgendämmerung. Von ihrem Inhalt befreit wollte die Büchse am Ende eines männlichen Arms wieder ihren Weg zur sechsten Etage nehmen als ein Dienstmädchen drüber hinzukam. Sie fand, daß es keine Männerarbeit sei, den Abfalleimer zu leeren, piffte aber kein Sterbenswort davon, da sie das Schauspiel dieses männlichen Schattens, der den Flur der Dienstbotentreppe mit seiner Gegenwart im Morgenrock beehrte, nicht kommentieren wollte.

Der Gentleman trägt ihr seine Hilfe an weil ihm das schwer zu sein schien was sie trug aber sie lehnte ab. Er fragt sie auch ob sie schon lange hier im Hause sei, nein, seit heute erst. Er wußte es, denn er kannte das ganze Gesinde des Gebäudes, ihre Sitten und ihre Gebräuche, die Abgänge und die Zugänge. Schweigend stiegen sie zusammen die Treppe hoch. Sie kamen oben an, eingehüllt in blumenrankige Seide wie er war, wohnte er im Stockwerk der Mansarden, einfach wegen seines Faibles für die Malerateliers unter den Dächern; obwohl kein Maler.

Er schlägt diesem Mädchen vor, einen Augenblick zu ihm reinzukommen Sie geht aber ran gibt sie zurück. Er zuckte die Achseln. Für wen hielt sie ihn denn? Er machte einige Schritte, um diskret an eine bestimmte Tür zu klopfen, vor welcher der Sire einige Takte aus *La Traviata* trällerte. Sofort

erschien eine junge Person mit festen Hinterbacken die ohne Zögern ein Kartenspiel zu dritt offeriert und dabei fragt bist du also die Neue. Ich heiße Thérèse sagt sie und die andere antwortete sie nenne sich Lulu Doumer.

Der Kerl läßt nicht locker, gefällt das Lulu Doumer, ein Kartenspiel zu dritt? Sie kann nicht spielen. Er öffnete die Tür zu seiner Wohnung und sie traten ein. Das elektrische Licht ließ den Augen Lulu Doumers das erscheinen, was zu sehen sie im Laufe ihres jungen Lebens noch keine Gelegenheit gehabt hatte: ein Künstlerinterieur, weiche Teppiche, harte Kissen, chinesische Nippes, indirekte Beleuchtung, mittelalterliche Hellebarden, bretonische Kruzifikse, fotografierte Akropolen, ebenso falsche wie gepanzerte Gegenstände und einen ganzen Haufen Krimskram von der gleichen Sorte.

– Ist das aber mal toll hier sagte Lulu Doumer mit ihren vierzehn Jahren.

– Da biste um, was, sagte Thérèse. Und kein Kitsch, dieser ganze Kram. Bewundere nur den Gehalt der Sache.

Menschmeier sagte sie noch einmal die Lulu Doumer mit ihren kleinen birnenförmigen Titten.

– Buden wie diese hier wirste wohl nicht oft zu sehen bekommen, sagte Thérèse. Nicht jeder ist Poet.

Und nicht jeder heißt Loufifi. So vereinfachten die Freundinnen den Namen Louis-Philippe des Cigales', der in einem Wandschrank kramte. Er holte eine Flasche Alkohol und Gläser hervor, die er auf ein Tablett stellte. Dazu legte er Dauergebäck. Thérèse nahm Lulu Doumer am Arm und schleppte sie zu einer Nische hin, wo die Grabestiefen eines von schweren Düften überlagerten Divans sich befanden.

Sie setzten sich hin man knabberte Gebäck man trank und Lulu Doumer den Magen von reinem Trester verbrannt fühlte sich plötzlich völlig wie zu Hause. Des Cigales breitete den grünen Teppich aus und fächerte das Kartenspiel auf.

– Schade, daß sie nicht Doppelkopf spielen kann, sagte des Cigales.

- Wir werden doch keine Partie Sechsendsechzig spielen, sagte Thérèse.
- Bridge wird sie wohl auch nicht kennen, sagte des Cigales.
- Nein, Monsieur, sagte Lulu Doumer.
- Wie ich, sagte Thérèse. Ich bin jedesmal eingepennt, wenn du mirs beibringen wolltest.
- Du bist ja auch ne Transuse, sagte des Cigales, der methodisch die Karten mischte. Na, was sollen wir tun?
- Ich kann euch die Karten legen und die Zukunft sagen, sagte Lulu Doumer.
- Kannst du? fragte Thérèse.
- Ja.
- Ich auch, sagte Thérèse.
- Dieses Talent hast du mir verheimlicht, bemerkte des Cigales, der Lulu Doumer die Blättchen gab.
- Für wen zuerst? fragte Lulu Doumer.
- Für ihn, sagte Thérèse.
- Für mich, sagte des Cigales.
- Heben Sie dreimal mit der linken Hand ab, sagte Lulu Doumer.
- Schon getan, sagte des Cigales.
- Im letzten Haufen sind nur zwei Karten, bemerkte Thérèse.
- Das macht nichts, sagte Lulu Doumer.
- In diesem Fall lasse ich neu abheben, sagte Thérèse.
- Jeder hat seine Methode, sagte des Cigales. Mach sie nicht links.
- Hier sind Sie, sagte Lulu Doumer und zog den Herzkönig aus dem Kartenspiel.
- Des Cigales hatte nichts dagegen.
- Eine blonde Dame, fuhr Lulu Doumer fort. Fünfunddreißig Jahre alt. Beruf? Mal sehen. Schneiderin? Nein. Aha, hier ist Eckstein acht: sie hat einen Friseursalon.
- Können Sie das in den Karten lesen? fragte des Cigales.
- Da biste um, sagte Thérèse.

- Na, stimmt es? fragte Lulu Doumer.
- Ich kenne eine Dame, die diesen Beruf ausübt, sagte des Cigales.
- Ich fahre fort. Herzzehn: Sie lieben sie. Herzneun: leidenschaftlich. Pikneun: sie liebt Sie nicht. Kreuzsieben: sieh an, aber das ist ja Ihre bessere Hälfte?
- Mach weiter, sagte des Cigales.
- Karoacht: sie liebt eine andere Person. Karodame: verflucht nochmal! ich versteh nichts mehr! Es ist eine Frau!
- Du verstehst nicht? rief Thérèse. Dabei ist es gar nicht schwer zu bekäppen, aber du bist auch noch jung.
- Aber das ist doch nichts Neues für mich, was du mir da erzählst, sagte des Cigales.
- Lulu Doumer warf die Karten durcheinander.
- Du mußt dich nicht ärgern, sagte des Cigales.
- Du kannst ja wieder von vorn anfangen, sagte Thérèse.
- Jetzt sind Sie an der Reihe, sagte Lulu Doumer zu Thérèse.
- Danke, sagte des Cigales, mir langt's.
- Dann eben für mich, sagte Lulu Doumer.
- Thérèse ließ sie mit der linken Hand das Spiel abheben, aber nur einmal. Sie befragte die Karten auf andere Art. Des Cigales begann stumm und mürrisch zu rauchen, und Thérèse sprach von Gegenständen, die man verliert, von entfernten Verwandten, die einem Gutes wollen, von vorteilhaften Reisen und von Krankheiten, über die man sich keine Sorgen machen soll. Im ganzen gesehen war es gar nicht schlecht.
- Das ist doch alles nicht heiter, sagte des Cigales. Und wie sollte es auch lustiger sein als das Leben? Ob es zwei Tage früher oder drei Tage später ist, immer das gleiche Elend. Wenn man spielt, vergißt man ein wenig, aber wenn es nur ist, um den vergangenen Schlamassel aufzurühren; hols der Henker!
- Sie hatten eben schlechte Karten, sagte Lulu Doumer.
- Komm, Loufifi, wir spielen ne Partie Ekarté, schlug Thérèse vor, wir zwei.
- Keine Lust mehr.

– Sie haben mir keine Zeit gelassen, sagte Lulu Doumer, vielleicht waren auch gute Karten dabei.

– Vielleicht.

– Sie sehen nicht aus, als glaubten Sie mir.

– Loufifi hat kein Vertrauen, sagte Thérèse, das liegt an seiner Krankheit.

– Was haben Sie denn? fragte Lulu Doumer des Cigales.

– Eine Ontalgie, gab Thérèse zur Antwort.

– Eine was?

– Eine Ontalgie.

– Was ist denn das?

– Eine existenzielle Krankheit, gab Thérèse zur Antwort, das ist so ähnlich wie Asthma, bloß viel distinguierter.

– Sie sind ja unheimlich beschlagen, sagte Lulu Doumer.

– Das hab' ich natürlich von ihm.

Des Cigales stopft eine Pfeife und zündet sie an. Seine Gebärden sind gemessen und gewichtig. Lulu Doumer sieht ihm zu, während Thérèse sich flüchtig eine Patience legt.

Bald darauf fragt sie Lulu Doumer:

– Wo biste denn her?

– Aus Tancarville bei Le Havre.

– Chbin aus Paris, sagte Thérèse.

Des Cigales zog mit ernster Miene seine Pfeife aus dem Schnabel. Er sagte:

– Paris, das bei Pontoise liegt.

Nachdem er dies gesprochen hatte, steckte er sich wieder bedächtig sein Kalumet ins Gesicht.

– Ich bin einmal in Le Havre gewesen, sagte Thérèse, um das Meer zu sehen und die Passagierdampfer. Das ist kurios.

Des Cigales schraubte sein Nargileh auseinander.

– Kurios ist das richtige Wort, sagte er.

Er schraubte seinen Tschibuk wieder zusammen.

– Ach, und ich, sagte Lulu Doumer, stellen Sie sich vor, ich bin eigentlich nur ein einziges Mal dort gewesen, um den Zug nach Paris zu nehmen. Ich habe nicht einmal das Meer gesehen.

– Och, und ich, sagte Thérèse, ich kenne viele Leute in Rueil, die haben noch nie die Notre-Dame gesehen.

Des Cigales entfernte seinen Kloben einige Zentimeter vom Mund und nachdem er einen Strahl Rauch losgelassen hatte:

– Das stimmt, sagt er.

Dann schloß er wieder die Kiefern über seinem Stinkbolzen.

– Viel Abwechslung gibts in euerem Kaff wohl nicht, sagte Lulu Doumer.

– Och, weißt du, ruhig ist's hier schon, sagte Thérèse. Sonntags kannst du ins Kino. Und wenn du tanzen willst, brauchst du nur nach Suresne zu gehen, wo man Muscheln ißt und wo die Pommes-Frites gut sind. Was willst du mehr? Soll ich noch eine Runde ausgießen? Des Cigales nickte bejahend mit dem Haupte. Thérèse füllte die kleinen Gläser von neuem.

– Dann hast du noch das Museum, fuhr sie fort, in Malmaison. Das steckt voller Erinnerungen an die Zeit des Kaisers. Dort hat er auch seine Josephine eingebucht, als sie anfing, ihm auf den Wecker zu gehen. War schon ein richtiges Ekel, der Napoleon, aber die Männer sind alle so. Um zu Ehren zu kommen, zögern sie keinen Augenblick, ein armes Weib zu opfern. Deshalb laß dir von mir gesagt sein, das Beste für Mädchen wie wir, trau nie einem Kerl, der Ambitionen hat, er wird dich immer fallen lassen, früher oder später.

– Warum soll ich nicht auch zu Ehren kommen, sagte Lulu Doumer.

– Er wird dich fallen lassen sag ich dir.

– Und warum sollte ich nicht allein versuchen? Ich will auch reich und verehrt werden.

Des Cigales klopfte seine Asche in einen Teller.

– Dann mußt du eben Nutte werden.

– Sie ist gar nicht schlecht gebaut, sagte Thérèse. Was meinst du, Loufifi?

Des Cigales konzentrierte seinen Blick auf Lulu Doumer.

– Nicht schlecht, sagte er feierlich.

– Also, sagte Lulu Doumer, weshalb sollte ich nicht von einem

reichen Kerl geliebt werden, einem Fürsten vielleicht. Das ist alles schon dagewesen.

- Das ist schon dagewesen, sagte Thérèse ernst.
- Ein indischer Fürst? fragte des Cigales.
- Warum nicht? Das sind die reichsten, mit ihren weißen Elefanten und ihren Diamanten dick wie ein Apfel.
- Er würde dich mit nach Indien nehmen.
- Auf seiner Privatyacht.
- In Weiß und Gold, ich habe im Hafenbecken von Le Havre welche von der Sorte gesehen.
- Ich hätte Dienstboten, Schmuck und Recht über Leben und Tod meiner Untertanen.
- Du würdest dich dort langweilen, du hättest Heimweh nach Pontoise.
- Glaub bloß nicht. Und außerdem käme ich nach Frankreich zurück, wann immer mir das Spaß machte.
- Aber nur, wenn dein Radschah will.
- Oh, der wird schon wollen, was ich will.

Des Cigales sieht sie lächelnd an.

- Die verliert so leicht den Kopf nicht, die Kleine, sagt er väterlich.

Und er fügt hinzu:

- Hübsch wie sie ist, wird sie es noch weit bringen.
- In Argentinien, sagt Thérèse.

Lulu Doumer lächelt in Richtung Decke.

- Sie sieht ihren Fürsten, der in den Lüften schwebt, sagt Thérèse.

Lulu Doumer schaut wer weiß wohin. Mit gekrümmtem Zeigefinger kratzt sie distinguert auf ihrer Kopfhaut.

- Hast du Läuse? fragt Thérèse.

Lulu Doumer antwortet nicht: sie ist weit fort.

- Hast du Läuse? schreit ihr Thérèse ins Ohr.
- Ich? Nein, antwortet Lulu Doumer.
- Aber ich habe welche gehabt, sagt Thérèse.
- Nicht so viele wie ich, sagt des Cigales.

- Du gibst mal wieder an, Loufifi, sagt Thérèse.
- Ich habe auch welche gehabt, sagt Lulu Doumer, als ich klein war.
- Ich, in der Schule, sagt Thérèse.
- Ich, beim Barras, sagt des Cigales.
- Ich bin nach Hause gekommen. Meine Mutter hat zu mir gesagt, du bist aber schlecht gekämmt, Lulu. Sie kämmt mich. Was findet sie auf dem Kamm? Eine Laus, die spazieren ging. Und es war nicht die einzige.
- Zu mir sagte meine Mutter ständig, Thérèse, warum kratzt du dir denn ständig auf dem Kopf? Tatsache ist, daß ich mir ständig auf dem Kopf kratzte. Schließlich sieht sie dort nach, in meinen Haaren. Mein Gott, sagt sie, meine Mutter, das sind ja Bienen.
- Bei mir war's beim Barras. Eines Tages lasse ich einen zerstreuten Blick über das Tornisterbrett schweifen.
- Man hat mir ein dreckiges Medikament auf den Kopf geschmiert, mein ganzes Kopfkissen war nachher versaut.
- Man hat mir den Kopf kahlgeschert und ihn mit schwarzer Seife geschrubbt. Das tut weh, ich weinte. Und hinterher haben sich meine Freundinnen über mich lustig gemacht, und die Jungens.
- Und was sah ich auf dem besagten Tornisterbrett? eine Laus.
- Am Ende sind die Läuse alle gestorben, aber ich habe auf einem abscheulichen Kopfkissen schlafen müssen.
- Mit geschertem Schädel rumlaufen, gar nicht lustig für ein Mädchen.
- Die Laus gehörte nicht mir, sie kam von meinem Nachbarn, einem verdammt schmutzigen Burschen, der Merluchon hieß, ich weiß nicht warum.
- Das sind komische Viecher, sagte Lulu Doumer. Warum nur hat der liebe Gott das alles erschaffen?
- Und dabei, sagte des Cigales, kennt ihr nur die Kopflaus. Wenn ihr erst einmal wie ich mit der Kleiderlaus zu tun gehabt

hättet, also die, meine Kinder, wißt ihr, die kriegt man ums Verrecken nicht los. Man muß sie entweder eine um die andere töten oder die Kleider ins Kleiderbad bringen, und das ist ne Mordsarbeit.

– Am praktischsten ist es, sagte Thérèse, wenn man sie mit den Fingernägeln tötet.

– Das macht krack, puh, sagte Lulu Doumer.

– Alle Insekten machen krack, wenn man sie zerquetscht.

– Die Menschen machen auch krack, wenn man sie zerquetscht, sagte des Cigales. Nimm an, Kleines, man legte dich unter einen Dampfhammer, du würdest krack machen, wenn er auf dich niedersauste.

– Wie entsetzlich! sagte Lulu Doumer und strich sich eine Tolle zurück.

– Gehts dir nicht gut? fragt Thérèse des Cigales, den sie seit fünf Minuten aufmerksam betrachtete.

Des Cigales antwortet nicht. Thérèse läßt nicht locker.

– Na, Loufifi, gehts dir nicht gut?

Seit fünf Minuten schon schnitt er eine komische Fresse. Er wurde düster und traurig. Sein Gesicht fiel ein, wurde länger, wurde spitz. Lulu Doumer sah nichts, weil sie nicht Bescheid wußte.

– Gehts dir nicht gut, Loufifi?

Er bewegt den Kopf, das heißt soviel wie nein. Er atmet überhaupt nicht mehr gut. Er will nicht mehr sprechen. Könnte nicht einmal. Selbst wenn er wollte.

– Willst du eine Spritze?

Er bewegt den Kopf, das heißt soviel wie nein. Er ist jetzt vornübergebeugt, stützt sich mit beiden Händen auf die Knie.

– Das ist ein Fehler. Du weißt genau, daß du dir zum Schluß doch immer eine geben läßt.

Und an Lulu Doumer gewandt fügte sie hinzu:

– Er bildet sich immer ein, es ginge so vorbei, aber das geht nie vorbei, die Ontalgie, er wartet ab, und am Ende greift man doch immer wieder zu den Drogen.

Lulu Doumer kapiert nicht so richtig, was da vorgeht, aber es beunruhigt sie. Sie hat Angst, daß dieses Individuum sich am Boden wälzt mit Schaum vorm Mund und Speichel, der aus den Lippen übers Kinn läuft, wie man es Leute auf der Straße tun sieht.

Louis-Philippe des Cigales, mit beiden Fäusten auf seine Knie gestützt, Louis-Philippe des Cigales, vornübergebeugt, bekommt auf einmal ganz einfach schlecht Luft, das heißt, er wird sich gerade seiner Atmung bewußt durch die einfache Tatsache, daß sie in diesem Augenblick nicht glänzend funktioniert. Louis-Philippe des Cigales, man kann nicht sagen, daß er keucht, nein, man kann das nicht sagen, aber er wird heimgesucht in diesem Augenblick, dem Augenblick nach dem Bewußtwerden der Schwierigkeit des Atmens, Louis-Philippe des Cigales wird heimgesucht von einer Konstriktion der Lungen, der Lungenmuskeln, der Lungenerven, der Lungenkanäle, der Lungengefäße, es ist eine Art Erstickungsanfall, aber es ist kein Ersticken, das einen an der Kehle packt, an der Drossel oben, es ist ein Ersticken, das von unten kommt, das auch von beiden Seiten zugleich ansetzt, es ist ein thorakales Ersticken, eine Einschnürung der Atmungstonne. Und jetzt und jetzt und jetzt gehts überhaupt nicht mehr. Es ist kein Ersticken, das einen am Hals packt, als hielt man den besagten Kraken mit zwei festen Fäusten umschlossen, nein, es ist ein Ersticken, das aus den Finsternissen des Zwerchfells hochsteigt, das sich von der Leistengegend her ausbreitet, und überhaupt ist es ein ganz jämmerliches Ersticken, ein Zusammenbrechen des inneren Haltes, eine Bewußtseinskrise. Und jetzt und jetzt und jetzt gehts gar nicht mehr, denn es ist schlimmer als ein Erwürgen, schlimmer als eine Einschnürung, schlimmer als ein Ersticken, es ist ein physiologischer Abgrund, ein anatomischer Alptraum, eine metaphysische Angst, eine Revolte, eine Klage, ein Herz, das zu schnell schlägt, Hände, die sich verkrampfen, eine Haut, die schwitzt. Louis-Philippe des Cigales ist nichts mehr weiter als der auf die Planken eines Fischer-

bootes geworfene Fisch, der verzweifelt das Maul öffnet, weil er fühlt, daß er stirbt, und weil er sterben wird. Aber Louis-Philippe des Cigales, der, ohne sich von seinem Sitz zu rühren, in eine Welt geschleudert wurde, in der den Menschen das Atmen nicht besser gelingt als den ihrem Element entrissenen Wassertieren zu Lande, Louis-Philippe des Cigales wird nicht sterben, obgleich er sich sterben spürt, diesmal wird er noch nicht sterben, er atmet immer stärker, und nun hört die Atmung auf, nichts dringt mehr in die Brust, man glaubt, man kann es nicht mehr aushalten, und dann hält man es doch aus. Die ungeheure Atmosphäre, die diesen Globus umgibt, auf dem, nicht größer als eine Laus, Louis-Philippe des Cigales lebt, die ungeheuere Atmosphäre, obschon er krampfhaft immer weiter den Schnabel aufreißt, es gelingt ihr nicht, in seine Tiefe einzudringen, in die Tiefen des Menschen, der nicht größer ist als eine Laus, es ist ein kleiner Raum da, in den sie nicht eindringt, ein kleiner, ganz verästelter Raum, ähnlich einem Doppelbaum, der die ungeheuere Atmosphäre nicht will.

Thérèse bleibt hartnäckig:

– Na? Soll ich dir eine Spritze geben?

Er brummnickt. Er ist einverstanden.

– Philontine oder Neantine?

Oh, das ist ihm egal.

Lulu Doumer sieht ihn verstört an. Armer Monsieur, denkt sie, er hat nicht mal mehr das Herz, sein Medikament selbst zu wählen, und dabei ist die Therapie doch etwas sehr Wichtiges. Thérèse geht die Spritze und die Medizin holen, Thérèse geht Wasser kochen. In allen diesen Minuten setzt Loufifi seinen Kampf fort, sein einsames Ringen, seine Lungengestikulationen, scharf und reichlich fließt der Schweiß. Sein Blick verliert sich noch weiter, als man glauben könnte. Armer, armer Monsieur, denkt Lulu Doumer.

– Alles bereit, schreit Thérèse.

Er ist aufgestanden. Er schleppt sich von Möbelstück zu Möbelstück, bis er das Bett erreicht. Er knöpft die Hosenträger ab,

den Hosenlatz auf, hebt den Morgenrock hoch, läßt die Hose herunter, dann die Unterhose und legt sich hin, nachdem er Lulu Doumer seine Hinterbacken gezeigt hat, die das wirklich originell in dieser Gegend findet.

Thérèse betastet einen Schenkel, sucht die richtige Stelle, die sie schließlich findet, reibt die Haut mit einem in Alkohol getränkten Wattebausch ab, und ratsch, sticht sie die Nadel hinein, und dann fließt langsam die Droge ins Blut. Der nicht mehr atmungsfähige des Cigales schaut schwärmerisch an die Decke; er sieht ganz abwesend aus. Gekidnappt von dieser Erfahrung der Agonie, schwitzt er und zieht krampfhaft die Finger zusammen. Man könnte meinen, daß er stirbt, seine Augen scheinen zu zeigen, daß er schon sehr weit weg ist. Nein, er wird nicht sterben, nein, er wird nicht sterben, nervenzerreißende Minuten vergehen, aber nach und nach hört das Ersticken auf, der harte Panzer, der seine Brust immer mehr einschnürte und sie zu erdrücken drohte, löst sich auf, von Zeit zu Zeit gelingt ihm ein tiefer Atemzug, Minuten vergehen noch, des Cigales, der ganzen Länge nach ausgestreckt, atmet allmählich wieder korrekt, die Lungen pfeifen und kollern, voll von einem überkochenden Schleim. Loufifi liegt reglos stumm, und Thérèse fragt ihn:

– Sollen wir dich jetzt allein lassen?

Er schließt die Augen, dann öffnet er sie wieder, feierlich. Thérèse wirft eine Decke über ihn.

Sie nimmt Lulu Doumer mit hinaus.

Von Thérèses Zimmer aus sieht man auf die sprühenden, glimmernden Hügel von Paris, Lulu Doumer betrachtet sie und sagt:

– Da kann die Provinz einpacken. Ist das ne Wucht.

Thérèse zieht eine Flasche Chartreuse unter ihrem Bett hervor. Lulu Doumer hat Anrecht auf eine kleine Tasse, sie selbst gießt sich ihre Dosis ins Zahnglas.

– Wie spät ist es? fragt Lulu Doumer.

– Elf Uhr.

– Schon. Pflegst du ihn öfters so?

– Sprich nicht so laut, du machst ihn wach. Wenn er spürt, daß seine Krankheit kommt, oder wenn er mich braucht, klopft er an die Wand, und ich mache mich bei, wenn ich da bin. Aber es packt ihn vor allem nachts, und nachts bin ich fast immer da.

– Bezahlt er dich?

– Er macht mir kleine Geschenke, aber ich würde ihn auch ohne das pflegen. Wir sind gute Freunde.

– Was hat er denn nun eigentlich richtig? Die Strangulenzia?

– Die was?

Die Strangulenzia. So nennt man das nämlich in der Gegend von Tancarville im Departement Seine-Inférieure.

– Diese Krankheit kennt man wohl bestimmt nicht bei deinen Banausen, weil es nämlich eine ganz neue Krankheit ist und dazu noch eine existenzielle.

– Wie kannst du mir die Sache erklären?

– Existenziell, sag ich dir. Man kennt zwar den Namen, aber heilen kann man einen deshalb doch nicht.

– Die Läuse, zählt man das eigentlich zu den Krankheiten?

– Vielleicht ist das sogar existenziell, die Läuse. Man müßte sich mal bei einem Urinpropheten erkundigen.

– Auf jeden Fall scheint er sehr zu leiden, der arme Alte.

– Na hör mal, so alt ist er gar nicht.

– Was ist er denn von Beruf?

– Dichter.

– Wie Mallarmé?

– Ja.

– Genauso berühmt?

– In Rueil ist er sehr bekannt, in Nanterre und Suresne etwas weniger.

– Sag mal, hat das gestimmt, was ich da in den Karten gelesen habe?

– Ja. Seine Frau hat ihn sitzen lassen, aber nicht wegen einem andern Mann.

– Weshalb dann?

– Denk mal fünf Minuten nach.